

---

Wolfgang Spohn

## Die fünf Stufen einer Theorie der Bedeutung

Die Sprachphilosophie hat sich zu einer zentralen Disziplin der theoretischen Philosophie entwickelt. Worum geht es dabei? In erster Linie nicht um ein Unternehmen zur philosophischen Selbstvergewisserung, wenngleich nach diversen sprachlichen Katastrophen in der Philosophie die kritische Reflexion auf die eigene Fachsprache heute unerlässlich ist und in der Tat ein wichtiger Grund für den Aufstieg der Sprachphilosophie war. Eigentlich geht es gar nicht um etwas spezifisch Philosophisches; denn die Singularität ihrer Themen und Methoden ist der Philosophie ohnehin weitgehend abhanden gekommen. Vielmehr geht es darum - ganz unbescheiden und allgemein ausgedrückt -, das umfassende empirische Phänomen Sprache, welches uns Menschen vielleicht am eindrucklichsten auszeichnet, und damit vor allem das umfassende Phänomen *sprachlicher Bedeutung* zu verstehen; Sprache ist ja, was sie ist, einzig und allein durch ihre Bedeutungshaftigkeit. Hierbei gilt das Interesse erst einmal nicht einer detaillierten philologischen Beschreibung des Zustands und Schicksals einzelner Sprachen in all ihren historischen Zufälligkeiten; schon gar nicht gilt es dem Verständnis abgehobener oder sonstwie hervorragender sprachlicher Produkte. Es gilt zuallererst einer erklärungskräftigen Darstellung oder Theorie sprachlicher Bedeutung im allgemeinen und mithin einem Rahmen, in dem Detailuntersuchungen ihren Platz finden und sich so besser verstehen lassen.

Was das heißen soll, »eine Theorie sprachlicher Bedeutung im allgemeinen«, ist wenig greifbar; mein einziges Ziel ist hier, es dadurch greifbarer machen, daß ich *ein* Bild einer solchen Theorie in ganz groben Zügen skizziere. Dieses Bild ist meines Erachtens das überzeugendste, welches die analytische Sprachphilosophie bis vor etwa sieben Jahren anzubieten hatte; seine Schwächen sind mittlerweile klarer hervorgetreten, ohne daß man schon ein wirklich besseres Bild hätte; und insofern ist es unvermindert auch heute noch aktuell. Dafür, all das zu begründen und auszuführen, ist hier freilich gar kein Platz; nur einige Vorzüge und Schwächen des skizzierten Bildes werde ich am Ende noch summarisch nennen können.

Betrachten wir nun also, um dieses Bild zu skizzieren, irgendeine natürliche Sprache - nennen wir sie *S* -, die in einer Gemeinschaft von Menschen - nennen wir sie *G* - gesprochen wird; wir sind die Theoretik-

ker, die eine Bedeutungstheorie für die Sprache *S* machen wollen. Damit haben wir noch gar nichts gesagt, aber trotzdem einen wichtigen Schritt vollzogen. Denn daß wir von einer anonymen Gemeinschaft *G* mit einer anonymen Sprache *S* reden, bringt mit sich, daß wir die Gemeinschaft *G* strikt von außen, vom Standpunkt der dritten Person aus betrachten. Daß diese Außenperspektive wirksam und fruchtbar ist, hat uns vor allem Quine gelehrt, der uns mit seinem Problem der Erstübersetzung diesen Standpunkt nachdrücklich anempfohlen hat (vgl. Quine [1960], Kap. 2). Mit diesem Schritt entgehen wir nämlich den Vexationen, die daraus erwachsen, daß dauernd beschriebene und beschreibende oder Objekt- und Metasprache miteinander vermengt werden und daß unser so reichhaltiges implizites Wissen über unsere Sprache für explizites Wissen gehalten wird. Natürlich ist eine Selbstanwendung unserer bedeutungstheoretischen Aussagen zulässig und intendiert; aber mit der Selbstanwendung anzufangen, ist, hier wie allgemein in der Philosophie, nicht ratsam.

Der Überschrift zufolge ist unsere Bedeutungstheorie für die Sprache *S* in fünf Stufen aufgebaut, die ich im folgenden skizzieren will. Ich fange mit der fünften Stufe an und begründe kurz die Notwendigkeit der ersten Stufe; der ganze Rest ist dann dazu da, die gewaltige Kluft zwischen der ersten und der fünften Stufe aufzufüllen.

Die oberste Stufe ist die Ebene der *abstrakten* oder *reinen Sprachtheorie*, mit der sich typischerweise die Linguisten beschäftigen. Hier geht es um Phonologie, Morphologie, Lexikologie, Syntax, Semantik und eventuell Pragmatik. Bedeutungstheoretisch sind alle sechs Gebiete relevant; man denke etwa daran, daß Phoneme als die kleinsten semantisch relevanten Lauteinheiten definiert sind, oder daran, daß das Lexikon einer Sprache ihre Wörter samt ihren Bedeutungen aufzulisten hat. Aber mit Phonologie, Morphologie und Lexikologie kommt man eben nicht über die Wörter hinaus. Insofern sind Syntax und Semantik auf dieser fünften Stufe von zentraler Relevanz. Eine Syntax für die Sprache *S* hat grammatische Kategorien für die Sprache *S* zu entwickeln und dann allgemein zu sagen, was ein grammatisch wohlgeformter Ausdruck der jeweiligen Kategorie in der Sprache *S* ist. Und eine Semantik für die Sprache *S* hat dann allgemein zu sagen, welche Bedeutungen die gemäß der Syntax grammatisch wohlgeformten Ausdrücke der Sprache *S* haben. Dabei rede ich ganz unbestimmt von Bedeutungen; wie sie genau zu explizieren sind, dazu gibt es diverse Auffassungen und keinerlei Einmütigkeit. Aber die derzeit entschieden einflußreichste Auffassung ist erstmals von Carnap (1947) klar formuliert worden und identifiziert die Bedeutungen von Sätzen mit ihren Wahrheitsbedingungen und analog die Bedeutungen anderer Ausdrücke mit ihren Intensionen im technischen Sinn. Syntax und Semantik für die Sprache *S* müssen dabei rekur-

sive Theorien sein; nur so können sie auf endlicher Basis mit endlich vielen Regeln die potentiell unendlich vielen und jedenfalls immer wieder neu gebildeten komplexen Ausdrücke der Sprache *S* behandeln.

Die Abgrenzung der einzelnen Gebiete läßt sehr zu wünschen übrig. So ist etwa die Grenze zwischen Syntax und Semantik gar nicht so klar, wie man denken sollte; einfachstes Indiz dafür ist z. B. der Satz »Zahlen schlafen«, der gemeinhin aus semantischen Gründen für grammatisch nicht wohlgeformt gehalten wird. Auch sonst ist die Abgrenzung der Semantik völlig unklar. Die Dreiteilung Syntax-Semantik-Pragmatik war ja einmal ein beliebtes, auf Morris (1938) zurückgehendes Ordnungsschema. Effektiv wurde der Pragmatik jedoch alles mögliche zugeschoben, was man semantisch nicht zu behandeln wußte. Es gibt mittlerweile zwar in einem gewissen Umfang eine wohldefinierte formale Pragmatik; aber das heißt auch nur, daß es gelungen ist, gewisse pragmatische Aspekte, z.B. Demonstrativa (s. etwa Kaplan [1977] und [1979]), in eine rekursive Semantik einzubeziehen. Aus alledem ergibt sich jedenfalls keine theoretisch saubere Abgrenzung und mithin kein wirklich klares Bild der Bedeutungstheorie, wie sie hier auf der fünften Stufe angesiedelt sein soll.

Bevor man aber anfängt, die Charakterisierung der fünften Stufe nur als nebulös zu empfinden, ist zweierlei festzuhalten. Erstens haben wir eine klare und breite Intuition, daß die Ausdrücke und Wendungen einer Sprache einfach als solche, d. h. allein aufgrund ihrer Zugehörigkeit zu dieser Sprache und nicht relativ zu diesen oder jenen Umständen oder Personen, wohlgeformt sind und eine bestimmte Bedeutung haben; und das soll auf dieser fünften Stufe erfaßt werden. Daß diese Intuition immer wieder in Verlegenheit gerät, sollte uns nicht grundsätzlich an ihr irre machen. Und zweitens gibt es schöne Beispiele dafür, was auf der hier anvisierten fünften Stufe zu leisten ist. Lewis (1972) ist da zu erwähnen, und vor allem die Montague-Grammatik (s. Montague [1974], insbes. Kap. 6-8, oder Link [1979]), die das sicherlich eindrucksvollste Beispiel einer syntaktischen und semantischen Theorie darstellt und nicht von ungefähr das linguistische Geschehen in den 70er Jahren dominiert hat. Montague hatte natürlich in Frege, Russell, Carnap und anderen Vorbilder und Wegbereiter; und das wichtigste Vorbild war, daß man seit Tarski (1935) weiß, wie man die Syntax und Semantik formaler Kunstsprachen vollständig beschreiben kann. Von daher ist es nicht verwunderlich, daß sich die Versuche, natürliche Sprachen zu beschreiben, bis heute durchweg gerne an diesem idealen Modell der Beschreibung von Kunstsprachen orientieren, auch wenn dieses Modell mit jeder Erkenntnis, inwiefern in Natursprachen komplexere Verhältnisse als in den bekannten Kunstsprachen vorliegen, modifiziert wird.

Diese Beispiele und Bemerkungen vermitteln eine einigermaßen sub-

stantielle Vorstellung davon, was auf der fünften Stufe geleistet werden soll. Diese Vorstellung zu präzisieren, ist sehr schwierig und hier aber auch gar nicht nötig. Denn, wie immer die Charakterisierung der fünften Stufe sinnvoll präzisiert wird, es ist klar, daß sich unsere Bedeutungstheorie für die Sprache *S* nicht in der Bearbeitung dieser abstrakten fünften Stufe erschöpfen darf. Die Begründung dafür ist einfach und bekannt: Daß der und der Ausdruck der Sprache *S* die und die Bedeutung hat und keine andere, daß also z. B. das Wort »Tisch« sich im Deutschen auf Tische bezieht, ist eine kontingente Tatsache, die mit dem Umgang der Menschen aus *G* mit ihrer Sprache *S* bzw. mit unserem Umgang mit dem Wort »Tisch« irgendwie eng zusammenhängen und ganz allgemein sich jedenfalls in irgendwelchen beobachtbaren Tatsachen niederschlagen muß. Ein bekanntes Argument dafür ist, daß andernfalls unerklärlich bliebe, wie Kinder Sprache lernen; und natürlich steht hinter meinem jetzigen Schritt die von Wittgenstein begründete Lehre von der sogenannten Gebrauchstheorie der Bedeutung. Diesem Schritt liegt eine empiristische Minimalthese zugrunde: Wo die semantischen Tatsachen, wie sie auf der fünften Stufe beschrieben werden, nicht direkt beobachtbar oder feststellbar sind, müssen wir diese fünfte Stufe in einen theoretischen Zusammenhang mit einer untersten Ebene bringen, auf der all die für unsere Bedeutungstheorie relevanten beobachtbaren Tatsachen erfaßt werden; und diesen theoretischen Zusammenhang brauchen wir, um die Tatsachen der fünften Stufe überprüfbar zu machen, um über sie Aufschluß gewinnen zu können. Das Für und Wider empiristischer Erkenntnistheorie brauchen wir dabei jetzt nicht zu erörtern; denn gegen eine so vage und schwach formulierte empiristische Position gibt es meines Wissens keinen ernsthaften Widerspruch.

Diese unterste Ebene soll unsere *erste Stufe* sein; und es dürfte klar sein, welche Tatsachen es sind, die auf dieser ersten Stufe beschrieben werden. Erstens beschreiben wir da all das vielfältige, im Prinzip ja immer beobachtbare *Verhalten* der Menschen in der Gemeinschaft *G*, wozu selbstverständlich auch ihr Sprachverhalten gehört. Nun bewegen sich die Menschen aus *G* in einer bestimmten Umgebung, die natürlich auch bedeutungstheoretisch relevant ist; daß sich etwa unser Wort »Tisch« auf Tische bezieht, hat ja sicherlich etwas damit zu tun, daß es in unserer Umgebung Tische gibt. Wie groß die bedeutungstheoretisch relevante Umgebung ist, ist nicht von vornherein klar; am Ende kann das gesamte Universum dazu gehören (bei uns scheint das so zu sein); und wenn wir sie zu groß ansetzen, so ist das nur überflüssig, aber nicht schlimm. Jedenfalls müssen wir zweitens noch die gesamte *Umgebung*, in der sich die Gemeinschaft *G* bewegt, beschreiben. Hierbei können wir auch in theoretischer Hinsicht liberal sein; wir müssen uns auf dieser ersten Stufe nicht auf die Beschreibung der Umgebung, insoweit sie beobachtbar ist,

beschränken; wir dürfen dazu auch physikalische und geologische Theorien, und was da sonst noch einschlägig sein mag, heranziehen. Denn solche sich auf die Umgebung von  $G$  beschränkende Theorien sind, bedeutungstheoretisch gesehen, immer noch auf der untersten Stufe.

Das Problem, das wir nun haben, ist offenkundig. Die empiristische Minimalthese sagte, daß zwischen der fünften und der so angesetzten ersten Stufe ein theoretischer Zusammenhang bestehen muß, daß also z. B. die Aussagen der Montague-Grammatik übers Deutsche irgendetwas damit zu tun haben müssen, was wir in unserer Umgebung so alles reden und sonst noch tun. Und diesen Zusammenhang auszubuchstabieren, ist unerläßliche Aufgabe einer jeden Bedeutungstheorie. Wie sich über die gewaltige Kluft zwischen der ersten und der fünften Stufe eine Brücke schlagen läßt, ist vorderhand ganz rätselhaft. Aber es gibt Mittel und Wege; und wenn ich angekündigt habe, daß ich hier das mir am überzeugendsten erscheinende Bild einer Bedeutungstheorie skizzieren will, so bezog sich das gerade auf die mir am überzeugendsten erscheinende theoretische Verbindung zwischen der ersten und der fünften Stufe. Grice hat diese Verbindung in seinem (1957) sicherlich schon vorge-schwebt, und den relativ klarsten Ausdruck hat sie, auf verschiedene Weise freilich, bei Lewis (1969), Bennett (1976) und v. Savigny (1974), Kap. 7, und (1983) gefunden. Sie läuft über drei Zwischenstufen, um die es im weiteren geht.

Auf der ersten Stufe haben wir, wie gesagt, unter anderem ein großes, wirres Sammelsurium einzelner beobachtbarer Tatsachen, und natürlich gilt es als erstes, dieses Sammelsurium theoretisch zu ordnen. Dazu benötigen wir eine allgemeine *psychologische Theorie* über die Personen in  $G$ , und diese soll Inhalt der *zweiten Stufe* sein. Daß ich hier nicht erwäge, daß wir uns auch noch in die Physiologie dieser Personen vertiefen, wird sicherlich nicht auf großen Protest stoßen; aber, genau genommen, müßte dieser Punkt ausführlicher diskutiert werden.

Diese psychologische Theorie wird, allgemein systemtheoretisch gesprochen, für jede Person aus  $G$  eine Menge möglicher innerer Zustände ansetzen und diese über Input, Wahrnehmungen, und Output, Verhalten, mit der Außenwelt in Verbindung bringen. Auf das reiche psychologische und philosophische Gedankengut, das dazu existiert, brauche ich hier nicht einzugehen. Selbstverständlich kommt keine solche Theorie ohne die Annahme innerer Zustände aus, wie das grundsätzliche Scheitern des psychologischen Behaviorismus gezeigt hat, auch wenn die Beschreibung dieser inneren Zustände eine reichlich problematische Angelegenheit ist.

Fürs weitere ist die Feststellung wichtig, daß unter diesen inneren Zuständen die propositionalen Einstellungen des Glaubens und des Wünschens einen ganz zentralen Platz einnehmen; daß ich diese Einstellun-

gen als propositional bezeichne, soll dabei nichts weiter heißen, als daß wir diese Einstellungen normalerweise mit Sätzen der Form »die Person  $X$  glaubt bzw. wünscht zum Zeitpunkt  $t$ , daß  $p$ « beschreiben, worin » $p$ « wiederum für einen Satz unserer beschreibenden Sprache steht. Zentral ist ihr Platz fürwahr, jedenfalls für Philosophen. Denn was die Inputseite betrifft, so besteht der philosophische Beitrag dazu in der philosophischen Wahrnehmungstheorie (s. etwa Austin [1962a], Warnock [1967], Pitcher [1971] und Davis [1983]); und danach resultieren Wahrnehmungen gerade in Überzeugungen. Und was die Outputseite betrifft, so besteht der philosophische Beitrag dazu in der philosophischen Handlungstheorie (s. etwa Beckermann [1977] und Meggle [1977]), welche in der Entscheidungstheorie (s. etwa Savage [1954], Jeffrey [1965] und Spohn [1978]) ihre weitaus beste Explikation gefunden hat; und danach resultieren die Handlungen einer Person gerade aus ihren Überzeugungen und Wünschen. Ein vollständiges psychologisches Bild einer Person läßt sich aus ihren Überzeugungen und Wünschen natürlich nicht gewinnen, aber ein relativ reiches schon; und wie andersartige innere Zustände, Gefühle, Stimmungen, etc., in dieses Bild hineinkommen, ist weniger klar.

Die propositionalen Einstellungen des Glaubens und Wünschens spielen nicht nur allgemein psychologisch eine zentrale Rolle, sondern gerade auch im Hinblick auf unsere Bedeutungstheorie. Dieser Behauptung liegt eine wichtige und plausible Annahme zugrunde: nämlich daß für die sprachliche Interaktion der Personen aus  $G$  gerade die erwähnte philosophische Wahrnehmungs- und Handlungstheorie einschlägig ist. Was die Hörerseite betrifft, erscheint das ganz unproblematisch; der Hörer tut sicherlich erst einmal nichts anderes, als seine Mitmenschen und ihr Verhalten wahrzunehmen. Was die Sprecherseite betrifft, so liegt darin die Annahme, daß sich Sprechen als Handlung im philosophischen Sinn verstehen läßt, d. h. als kontrollierbare Verhaltensweise, die bewußt und überlegt vollzogen werden kann und zwar nicht immer rational sein muß, aber im Prinzip immer rationaler Kritik zugänglich ist; und ich sehe keinen gravierenden Fehler in dieser Annahme. Man darf also annehmen, daß eine Theorie über die propositionalen Einstellungen des Glaubens und Wünschens schon den wesentlichen Teil an psychologischer Theorie beinhaltet, den wir für unsere bedeutungstheoretischen Zwecke benötigen; der Frage nachzugehen, welche bedeutungstheoretischen Belange sich damit nicht erfassen lassen, lohnte sich gleichwohl.

Semantische Begriffe sind bisher noch gar nicht aufgetaucht; auf der zweiten Stufe war weder von Bedeutungen, noch von der Sprache  $S$ , sondern nur von inneren Zuständen der Personen aus  $G$  die Rede, die wir in unserer Sprache beschreiben; insbesondere sind, wie betont, die Inhalte der propositionalen Einstellungen der Personen aus  $G$  nicht in der Sprache  $S$ , sondern in unserer Sprache beschrieben. Erst auf der *dritten*

*Stufe* ist nun von Bedeutung die Rede, dank einer Idee, die Grice (1957) in die aktuelle sprachphilosophische Diskussion eingeführt hat. Diese Idee läuft darauf hinaus, daß sich mit der Begrifflichkeit der ersten und zweiten Stufe ein subjektiver Bedeutungsbegriff nicht nur erläutern, sondern im strikten Sinne definieren läßt; sie scheint damit das entscheidende Glied für die so schwierige Verbindung zwischen der fünften und der ersten Stufe zu liefern. Daß sie von vielen nachgerade gierig aufgegriffen wurde, nimmt so nicht Wunder.

Genauer gesagt, geht es auf der dritten Stufe darum, *subjektives Verstehen*, *subjektives Meinen* und damit *subjektive Äußerungsbedeutung* zu definieren, d. h. solche Wendungen wie »A bedeutet für X zu t B«, »X versteht A zu t als B«, »Y meint zu t mit der Handlung HB«, etc. - wobei A und B typischerweise durch Daß-Sätze ausgedrückte Sachverhalte oder Propositionen sind und der subjektiv bedeutungsvolle Sachverhalt A insbesondere eine Äußerung von anderer Seite sein kann. Wie man diese Wendungen definieren kann, sei im Kern kurz angedeutet:

Betrachten wir zunächst die einfachere Hörerseite. Nehmen wir an, die Person X erhält Kenntnis von einem Sachverhalt A, z. B. indem sie A beobachtet. X ist also zunächst nicht von A überzeugt und kommt nun zur Überzeugung, daß A der Fall ist. Diese Änderung wird in der Regel weitere Überzeugungsänderungen von X nach sich ziehen und mittelbar eventuell Änderungen in X's Einschätzung dessen, was gut für ihn ist und was er am besten tut. Genau darin besteht die subjektive Bedeutung von A für X, welche damit, notabene, allein mit Begriffen zweiter Stufe erklärt ist. Zum Beispiel bedeuten also die schwarzen Wolken am Himmel für mich - sie geben mir Grund zu glauben -, daß es bald regnen wird, und sie bedeuten so für mich weiterhin, daß sich ein Regenschutz empfiehlt und ich meinen Knirps einstecken sollte.

Ähnliches gilt für die kompliziertere Sprecherseite. Eine Person Y tut immer mal wieder etwas, und bei manchen ihrer Handlungen kommt es ihr, vielleicht ausschließlich, darauf an, daß eine andere Person X diese Handlungen beobachtet. Dafür kann Y verschiedene Gründe haben. Doch ein häufiger Grund besteht natürlich darin, daß Y glaubt, daß ihre Handlung etwas Bestimmtes für X bedeutet. In diesem Fall könnte man diese Handlung von Y eine Äußerung gegenüber X nennen, mit der Y meint, was sie Y's Überzeugung nach für X bedeutet. So läßt sich auch der Begriff des Meinens und der der subjektiven Äußerungsbedeutung allein durch die Begriffe der ersten und zweiten Stufe erklären.

Die ursprüngliche Definition von Grice (1957) nimmt sich entschieden komplizierter aus. Das liegt zum einen daran, daß er sich gleich mit dem Sprecher und seinem Meinen beschäftigt hat, und zum anderen daran, daß er sich gleich der sogenannten nicht-natürlichen Bedeutung zugewandt hat, bei der die Schlußkette, die X vom Sachverhalt A zu A's

Bedeutung für  $X$  führt, verwickelte Formen annimmt. Wie die genannten Begriffe der dritten Stufe durch die Begriffe der zweiten Stufe genau zu definieren sind, war umstritten und ist, eigentlich ohne ein definitives Ergebnis, ausführlich diskutiert worden (s. etwa Bennett [1976], Kernmerling [1979, 1986], Meggle [1981] und Benkewitz [1981]). Aber Anzeichen dafür, daß Grices Kernidee grundsätzlich irrig sei, sind dabei nicht aufgetaucht.

Eine Anmerkung liegt mir hier noch am Herzen: Es ist den Philosophen immer klarer geworden, daß Bedeutungs- und Erkenntnistheorie unlösbar ineinander verzahnt sind, und daß beide dunkel bleiben, solange ihre Verzahnung unaufgeklärt ist; darin lag auch immer eine wichtige Triebfeder für die Sprachphilosophie. Es war daher kein Zufall, daß ich oben im Beispiel mit den schwarzen Wolken »bedeuten« und »Grund zu glauben« in einem Atemzug verwandt habe. In der Tat besagen die Wendungen » $A$  bedeutet für  $X$   $B$ « und » $A$  ist für  $X$  Grund,  $B$  zu glauben« mehr oder weniger das Gleiche. Darin zeigt sich, daß der Begriff der Überzeugungsänderung sowohl für die Erkenntnis- wie für die Bedeutungstheorie eine fundamentale Rolle spielt; und ich denke, daß sich von daher die Verzahnung von Erkenntnis- und Bedeutungstheorie erschließt. Aber das wäre natürlich im Detail auszuführen.

Nachdem wir auf der dritten Stufe die genannten entscheidenden Begriffe eingeführt haben, können wir damit lauter Aussagen darüber treffen, was die Personen aus  $G$  subjektiv meinen und verstehen. Auf der dritten Stufe haben wir also lediglich eine Ansammlung partikularer, die einzelnen Personen aus  $G$  betreffender Tatsachen der genannten Art. Diese Ansammlung ist nun einer weiteren theoretischen Systematisierung zuzuführen, und dies geschieht auf der *vierten Stufe*, der Ebene der *konventionalen Äußerungsbedeutung*:

In der auf der dritten Stufe zusammengetragenen Menge von Tatsachen wird es viele Regelmäßigkeiten geben. Diese Regelmäßigkeiten werden typischerweise nicht dadurch zu erklären sein, daß alle Personen in  $G$  in etwa gleich gebaut sind oder daß es eine äußere Ursache gibt, die sie alle in etwa gleich reagieren läßt - wie es z. B. bei der Regelmäßigkeit der Fall ist, daß alle immer wieder etwas essen, oder der, daß alle beim Aufziehen schwarzer Wolken Regen erwarten. Vielmehr wird es sich um Regelmäßigkeiten handeln, die sich, wo solche einfachen Erklärungsmöglichkeiten fehlen, offenbar einer gewissen Willkürlichkeit erfreuen und die eben in Ermangelung äußerer Erzeuger innerer Stabilisierungsmechanismen bedürfen; und solche Regelmäßigkeiten heißen Regeln oder Konventionen.

Auf der vierten Stufe gilt es also erst einmal, eine Konventionstheorie zu entwerfen; wir müssen allgemein sagen, was Konventionen sind, und ihre Funktionsweise beschreiben. Von sprachphilosophischer Seite her

ist das vor allem von v. Savigny (1974), Kap. 7, und (1983) und Lewis (1969) geleistet worden, wobei die von Lewis entworfene Konventionstheorie insofern besser in das hier skizzierte Bild paßt, als sie sich spieltheoretischer Mittel bedient und damit die auf der zweiten Stufe zu formulierende Psychologie explizit verwendet. Und dann gilt es, mit dieser allgemeinen Konventionstheorie all die vielen, für die subjektiven Äußerungsbedeutungen in der Gemeinschaft *G* bestehenden Konventionen zu beschreiben. Damit treffen wir Aussagen über die konventionalen Äußerungsbedeutungen in *G*, d. h. darüber, wie eine Äußerung in *G* zu verstehen ist - was allenfalls besagt, wie sie in *G* in der Regel subjektiv verstanden würde, und nicht, wie sie vom Hörer tatsächlich verstanden wurde -, und darüber, was eine Äußerung in *G* sagt - was nicht unbedingt das ist, was der Sprecher mit ihr gemeint hat. Wie sich konventionale Äußerungsbedeutungen konkret beschreiben lassen, dafür liefert die Sprechakttheorie ein prominentes Beispiel (s. Austin [1962b], Searle [1969], Searle, Vanderveken [1984] und v. Savigny [1983]).

Von dieser vierten Stufe aus läßt sich schließlich, so ist jedenfalls die Hoffnung, an die oberste Stufe der abstrakten Semantik Anschluß gewinnen. Es gibt einen einzigen Versuch, die vierte mit der fünften Stufe auf einen Schlag zu verbinden, nämlich die brillante Idee von Lewis (1969), die übliche abstrakte Wahrheitsbedingungssemantik für die Sprache *S* mittels Aufrichtigkeits- und Vertrauenskonventionen mit den konventionalen Äußerungsbedeutungen in der Gemeinschaft *G* zusammenzubringen (s. dazu auch die neuere Kurzfassung Lewis [1975]). Dieser Versuch ist es, der die Hoffnung auf die Verbindbarkeit der vierten und fünften Stufe begründet. Allerdings scheint der Eindruck vorzuherrschen, daß dieser Versuch der Komplexität des Zusammenhangs doch nicht hinreichend Rechnung trägt. So hat sich die Forschung darauf verlegt, wichtige Teile dieses Zusammenhangs bloßzulegen. Dazu gehören z. B. Grices Theorie der konventionalen und konversationalen Implikaturen (s. etwa Meggle [1979], Teil III) und, allgemeiner, alle Versuche, die höchst vertrackte Kontextabhängigkeit konventionaler Äußerungsbedeutungen systematisch in den Griff zu bekommen (s. etwa Gazdar [1979]) und vieles mehr, was unter der Oberbezeichnung »Pragmatik« läuft. Daß sich all diese immensen Bemühungen zu einem einheitlichen Gesamtbild vom Zusammenhang zwischen der vierten und der fünften Stufe zusammenfügen, läßt sich freilich noch nicht behaupten. Aber hier schließt sich nur der Kreis meiner Ausführungen; die Vorstellungen über das Verhältnis zwischen der vierten und der fünften Stufe können nicht klarer als die Vorstellungen über den Inhalt der fünften Stufe selbst sein.

Mit dieser Skizze einer umfassenden Bedeutungstheorie will ich es hier bewenden lassen. Wirklich spannend wird es natürlich erst, wenn wir an den vielen Punkten, die wir gestreift haben, ins Detail gehen, wenn wir

diese Details auszuarbeiten und zu begründen versuchen, warum sie gerade so und nicht anders auszuarbeiten und miteinander zu verbinden sind. Dafür reichte freilich dieser ganze Band nicht. Daher will ich nur noch sehr knapp und behauptend die wesentlichen Vorzüge dieses Bildes und seine wesentlichen Schwächen, die in jüngster Zeit deutlicher geworden sind, zusammenfassen:

Der entscheidende Vorzug dieses Bildes liegt darin, daß es überhaupt einen konkreten und vollständigen Vorschlag macht, wie sich obiger empiristischer Minimalthese Rechnung tragen läßt; darin hat es wenig Konkurrenz; und alle bedeutungstheoretischen Ansätze, die nicht beachtlichen, dem Rechnung zu tragen, oder sich nicht dahingehend vervollständigen lassen, sind schon deswegen außer Debatte. Der zweite Vorzug ist, daß es dieser These besser gerecht wird als die wenigen ernsthaften, etwa von Quine, Davidson oder Dummett angebotenen Alternativen, die es bis vor etwa sieben Jahren gab. Die weiteren Vorzüge beruhen darauf. Denn drittens liefert es damit den relativ besten Rahmen, innerhalb dessen konkrete Arbeit Orientierung findet, der sie oft dringend bedarf. Und viertens setzt es ein Vorbild, hinter das man nicht zurückfallen darf und das den besten Ausgangspunkt für Verbesserungen bildet. Fünftens schließlich hilft es natürlich bei der Bewältigung diverser philosophischer Probleme, etwa bei der Beurteilung von Quines These von der Übersetzungsunbestimmtheit, der Auflösung verschiedener Varianten des sogenannten hermeneutischen Zirkels und anderen.

Aber dieses Bild hat auch zumindest vier gravierende Schwächen. Erstens ist die Abgrenzung der fünften Stufe und ihre Verbindung zur vierten Stufe so unklar, daß grundsätzliche Bedenken virulent geworden sind, die sich auf das Paradigma der Wahrheitsbedingungssemantik konzentrieren; manche wollen es verwerfen; zumindest einer Uminterpretation scheint es aber zu bedürfen. Zweitens ist in dem skizzierten Bild nur implizit eine Referenztheorie enthalten; ob sie sich reibungslos in ihm explizit integrieren läßt, ist nicht klar. Damit hängt, drittens, zusammen, daß die de-re/de-dicto-Problematik, die eine prinzipielle Ambiguität in unseren Zuschreibungen propositionaler Einstellungen aufzuzeigen scheint und somit die zweite Stufe zentral betrifft, in diesem Bild noch gar nicht aufgearbeitet ist. Und viertens ist es so, daß dieses Bild nur auf der fünften Stufe eine Strukturtheorie enthält; es verstärken sich die Hinweise darauf, daß das unzulänglich ist und daß man schon unten auf der zweiten Stufe die Inhalte der propositionalen Einstellungen als strukturiert begreifen muß. Mir sind diese Schwächen am deutlichsten durch Putnam (1983), Barwise, Perry (1983) und Benkewitz (1986) vor Augen geführt worden; aber auch viele andere laborieren an diesen Punkten. Das skizzierte Bild steht also derzeit dahin; daß ein besseres sich rundet, kann man noch nicht sagen.

## Literaturverzeichnis

- Austin, J. L., *Sense and Sensibilia*, Oxford 1962a, dt. Übers.: *Sinn und Sinneserfahrung*, Stuttgart 1975.
- Austin, J. L., *How To Do Things With Words*, Cambridge, Mass., 1962b, dt. Übers.: *Zur Theorie der Sprechakte*, Stuttgart 1972.
- Barwise, J., Perry, J., *Situations and Attitudes*, Cambridge, Mass., 1983; dt. Übers.: *Situationen und Einstellungen*, Berlin 1987.
- Beckermann, A. (Hrsg.), *Analytische Handlungstheorie*, Bd. 2, *Handlungserklärungen*, Frankfurt a.M. 1977.
- Benkewitz, W., *Intentionale und kausale Bedeutungstheorie*, M.A.-Arbeit, München 1981.
- Benkewitz, W., *Bedeutung, Geist und Ontologie. Aspekte der Sprachphilosophie*, Dissertation, München 1985.
- Bennett, J., *Linguistic Behaviour*, Cambridge 1976; dt. Übers.: *Sprachverhalten*, Frankfurt a. M. 1982.
- Carnap, R., *Meaning and Necessity*, Chicago 1947, erw. Ausg. 1956; dt. Übers.: *Bedeutung und Notwendigkeit*, Wien 1972.
- Davis, S. (ed.), *Causal Theories of Mind. Action, Knowledge, Memory, Perception, and Reference*, New York 1983.
- Gazdar, G., *Pragmatics. Implicature, Presupposition, and Logical Form*, New York 1979.
- Grice, P., »Meaning«, *Philosophical Review* 66 (1957) 377-388; dt. Übers. in Meggle (1979), S. 2-15.
- Jeffrey, R. C., *The Logic of Decision*, New York 1965, erw. Ausg. 1983; dt. Übers.: *Logik der Entscheidungen*, Wien 1967.
- Kaplan, D., *Demonstratives*, unveröffentlichtes, aber weit verbreitetes Manuskript 1977.
- Kaplan, D. »On the Logic of Demonstratives«, *Journal of Philosophical Logic* 8 (1979) 81-98.
- Kemmerling, A., »Was Grice mit »Meinen« meint«, in: G. Grewendorf (Hrsg.), *Sprechaktheorie und Semantik*, Frankfurt a. M. 1979, S. 67-118.
- Kemmerling, A., »Utterer's Meaning Revisited«, in: R. Grandy, R. Warner (eds.), *Philosophical Grounds of Rationality: Intentions, Categories, Ends*, Oxford 1986, S. 131-155.
- Lewis, D. K., *Convention*, Cambridge, Mass., 1969; dt. Übers.: *Konventionen*, Berlin 1975.
- Lewis, D. K., »General Semantics«, *Synthese* 22 (1970) 18-67.
- Lewis, D. K., »Languages and Language«, in: K. Gunderson (ed.), *Minnesota Studies in the Philosophy of Science*, vol. VII, Minneapolis 1975, S. 3-35; dt. Übers. in Meggle (1979), S. 197-240.
- Link, G., *Montague-Grammatik*, München 1979.
- Meggle, G. (Hrsg.), *Analytische Handlungstheorie*, Bd. 1, *Handlungsbeschreibungen*, Frankfurt a. M. 1977.
- Meggle, G., (Hrsg.), *Handlung, Kommunikation, Bedeutung*, Frankfurt a. M. 1979.
- Meggle, G. *Grundbegriffe der Kommunikation*, Berlin 1981.
- Montague, R., *Formal Philosophy*, New Haven 1974.
- Morris, C.W., *Foundations of the Theory of Signs*, Chicago 1938; dt. Übers.: *Grundlagen der Zeichentheorie*, München 1972.
- Pitcher, G., *A Theory of Perception*, Princeton 1971.
- Putnam, H., *Realism and Reason. Philosophical Papers*, vol. 3, Cambridge 1983.
- Quine, W. V. O., *Word and Object*, Cambridge, Mass., 1960; dt. Übers.: *Wort und Gegenstand*, Stuttgart 1980.

- Savage, L. J., *The Foundations of Statistics*, New York 1954.
- v. Savigny, E., *Die Philosophie der normalen Sprache*, Frankfurt a. M., 2. Aufl., 1974.
- v. Savigny, E., *Zum Begriff der Sprache*, Stuttgart 1983.
- Searle, J. R., *Speech Acts*, Cambridge 1969; dt. Übers.: *Sprechakte*, Frankfurt a. M. 1971.
- Searle, J. R., Vanderveken, D., *Foundations of Illocutionary Logic*, Cambridge 1984.
- Spohn, W., *Grundlagen der Entscheidungstheorie*, Kronberg/Ts. 1978.
- Tarski, A., »Der Wahrheitsbegriff in den formalisierten Sprachen«, *Studia Philosophica I* (1935) 261-405; engl. Übers. in: A. Tarski, *Logic, Semantics, Metamathematics*, Oxford 1956, S. 152-278.
- Warnock, G. J. (ed.), *The Philosophy of Perception*, Oxford 1967.